

Die Liebe Gottes, die Freundlichkeit Jesu und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Liebe Gemeinde,
die Moral vom Gleichnis der Arbeiter im Weinberg, das wir eben gehört haben, ist schnell zusammengefasst: Es kommt nicht darauf an, was jemand tatsächlich verdient hat, sondern es kommt darauf an, dass jeder bekommt, was er zum Leben braucht.

Jesus erzählt seine Beispielgeschichten zeitlos und anschaulich. Auch wenn unsere Lebenswelt eine andere ist, in den Städten und auf den Dörfern, können wir uns doch sehr schnell in die beschriebenen Situationen reinfinden, sie uns vorstellen. Wir hören das Murren derer, die schon zu früher Morgenstunde ihr Tagwerk begannen und ebenso viel Lohn bekamen wie jene, die erst später zur Arbeit geholt wurden. Und die meisten von uns können eine eigene Geschichte erzählen,

in denen sie sich ungerecht behandelt fühlten oder dankbar waren für im Grunde sachlich nicht verdiente Gnade.

Wir wissen vermutlich auch, dass es grundlegend richtig ist, wie der „Chef“ hier vorgeht: Denn er erkennt, dass sozialer Friede und gesellschaftliches Leben nur möglich sind, wenn jeder das bekommt, was er zum Leben braucht – und dass es in vielen Fällen nicht die persönliche Schuld, Faulheit oder Weigerung sind, die dazu führen, dass jemand in seinem Leben nicht so vorankommt, wie es wünschenswert wäre – sondern, dass ein jeder in seine persönliche Lebensgeschichte eingebunden ist, in gesellschaftliche Entwicklungen und in den Lauf der Zeit. Jesus benutzt diese Geschichte, um nicht nur darauf, sondern auch auf das Wirken Gottes hinzuweisen, der ein gerechter, ein sorgender Gott sein will und dem alle Menschen gleich viel wert sind.

So jedenfalls klingt es aus vielen Geschichten und Gleichnissen Jesu, der mit ihnen ein anderes und damals für viele neues Bild Gottes malt. Denn das ist allen Geschichten Jesu ebenfalls zu eigen: Sie sind überaus sinnlich. Sie sind viel mehr als Wort.

Sie eröffnen Welten, legen innere Bilder und Gerüche frei, auch Gefühle. Sie wollen, so denke ich heute, deutlich machen, dass das Leben, das jetzt da ist und in dem wir uns befinden, nicht das Leben sein muss, das Gott sich für uns Menschenkinder gedacht hat, als er sein großes Schöpfungswerk vollendete.

Jesus lebte und sprach in zwei Richtungen: Seine vorfindliche Welt besser zu machen, sie unter Gottes Einfluss und Segen zu stellen auf der einen Seite; und doch immer zu wissen:

Vollkommenheit gibt es nur im Himmel, in einer neuen Welt, in Gottes Zeit und Ewigkeit auf der anderen. Beides also schwingt in diesem Satz mit, den wir an anderer Stelle finden: Das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Als Gemeinschaft Jesu, als Brüder und Schwestern im Glauben, als Teil der weltweiten Gemeinschaft von Christenmenschen sind wir diesen Gedanken verpflichtet. Sie nähren unsere Sehnsucht nach heil sein, sie bewegen unsere Hände und Gedanken, sie fordern uns auf, unseren Teil dazu beizutragen, dass Gottes Geist in dieser Welt nicht verkümmert, sondern wächst. Dass da, wo wir leben, ein freundlicher und barmherziger

Geist zu spüren ist. Und wir geben ja nicht nur: unsere Zeit, Liebe, unseren Austausch, Gebete, eine freundliche Haltung anderen gegenüber; wir bekommen ja auch etwas dafür, das uns manchmal kleiner scheint, als es ist: Wir bekommen nicht nur Dankbarkeit anderer, sondern vor allem eine Ahnung des Horizontes, der sich hinter unserem oft so mühseligen Alltag verbirgt. Wir sind frei, vor diesem Horizont Entscheidungen privater oder gesellschaftlicher Natur zu treffen, die den Menschenkindern und auch uns dienen. Wir können uns darauf verlassen, dass wir nicht wissen, wohin Gott uns führt, aber schon darauf, dass er uns führt. Wer so auf sein Leben blicken kann und es danach ausrichtet, der ruht sehr in sich selbst.

In vielen Fällen haben wir Chancen und Leichtigkeiten schon in die Wiege gelegt bekommen. Wir haben immer mehr bekommen, als wir brauchten und viel mehr, als wir verdienten.

Das zu erkennen, nennt man Demut. Manchmal, so denke ich für mich selbst, aber auch insgesamt für das Weltgeschehen, dass ein bißchen Demut nicht schaden könnte; sie lässt uns anders aus der

Wäsche und die Welt gucken. Zusätzlich kann es auch nicht schaden, sich in seinen Erwartungen vom eigenen Leben und der eigenen Bedeutsamkeit etwas runterzuschrauben. Das Leben ist uns nichts schuldig. Vielleicht empfinden wir aus diesem Blickwinkel das Weniger doch als Mehr; das Absehen von kleinlichen Bedürfnissen eröffnet womöglich größere und weitere Horizonte als bisher.

Auch unsere Gemeinde hat ein wenig zu verkraften. Kirchliches Leben liegt nicht im Trend- und lag es vielleicht noch nie? Vielleicht kann aber aus dem Auftrag, dafür zu sorgen, dass jeder bekommen kann, was er oder sie braucht, auch schöpferische Kraft entstehen oder Konzentration auf Wesentliches entstehen? Vielleicht führt es dazu, dass sich mehr Menschen für das Bestehende und für Neues einsetzen, es nicht nur einigen üblichen Verdächtigen überlassen, sondern selbst Ideen und Tatkraft entwickeln. Das Gemeindeleben in die Hand nehmen, weil es ihnen wichtig ist. Weil sie erkannt haben, dass spirituelle Räume und Orte der Begegnung außerhalb der immer gleichen

Blasen für Menschenleben genauso wichtig sind wie das täglich Brot. Mit aller Demut, aller Sehnsucht und mit aller Kraft. Damit wir bekommen, was unser Herz braucht. Amen.